

Bilder aus Baselland

Autor(en): **Schneider, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **3 (1886)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Cetera dona tenes, cetera mira facis.
 Scit tamen et patitur sedes te sancta, beatam:
 Nomen abest, virtus et decor omnis adest.
 Sis tamen, o (quicquid deus et pia fata favebunt)
 Dum memor et nostri candida virgo. Vale. —

Bilder aus Baselland.

Von C. Schneider.*

1. Das Wurstmahl.

Die frühern Geschlechter unter dem Landvolke hatten weit mehr gemüthliche Familienanlässe und kleine häusliche Feste, als unsere heutige Generation. Nicht zu den letzten gehörten die Wurstmähler, die sogenannten „Mezgete“. Ich will versuchen, eine solche zu beschreiben, wie ich sie damals als Knabe bei meinen Vetterleuten in S..... mitgemacht habe. Zu diesen „Mezgete“ wurden Verwandte, Freunde und Nachbarn mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern eingeladen. Jedes Familienhaupt brachte unter dem Arm wenigstens eine Maß Wein mit, gewöhnlich Eigengewächs, vom Bessern. So war es Sitte; man wollte damit den Gastgeber theilweise entschädigen. War das Essen bereit, so wurden zuerst die Blutwürste, hauptsächlich das „Hündli“, der mit Blut gefüllte Magen des geschlachteten Schweines, aufgetragen. Nach diesen große Platten voll der herrlichsten Leber- und Bratwürste, auf denen ganze Haufen gebähte Brodschnitten und Zwiebeln lagen. Ja, meinte der Metzger, der Daniel Hänzi, die Zwiebeln müssen dabei sein, da sie sehr gesund sind. Der Metzger durfte bei diesen „Mählern“ nicht fehlen, weil er verschneiden (tranchiren) mußte. Dieser Daniel Hänzi war gar „ä Lustige“

* Aus Lebensleid und Lebensfreude. Wie sich ein armer Knabe durch die Welt schlagen mußte. Bilder aus dem schweizerischen Volksleben. Ein Buch für Jung und Alt. Von C. Schneider, Zürich. 1886. Th. Schröters Verlag. Preis 2 Fr.

Wir haben in dem angedeuteten Buche, aus dem wir drei Proben zum Abdrucke bringen, die Erinnerungen eines armen Schulmeisters von Baselland vor uns, der mit offenem Auge zu beachten gewohnt ist und in schlichter, kunstloser aber volksthümlicher und anheimelnder Weise zu erzählen versteht. Wir empfehlen das 224 S. starke Buch allen Freunden des Volkes auf's Angelegentlichste.

und seine Witze, wenn sie auch manchmal etwas verb ausfielen, wurden von den Gästen immer mit schallendem Gelächter begleitet; man nahm es da nicht so genau.

Nach den Würsten erschien das sogen. „Ungschläch“, das auf verschiedene Arten zubereitet wurde.

In den Zischenpausen, auch während des Essens und Trinkens — denn getrunken wurde viel und der Gastgeber mußte, trotz den vielen ihm zugebrachten Weinmaßen noch streng aus dem eigenen Keller heraufholen — wurde, besonders von den jungen Leuten, gescherzt und gelacht und als der Wein anfing die Geister zu beleben, auch gesungen, aber natürlich alles alte Lieder, denn von Gesangsvereinen und Synodalheften wußte man auf dem Lande noch nichts. Unter den Anwesenden war auch ein junges schönes Mädchen, die Magd unseres Nachbarn; die hatte eine gar wohlklingende, helle Stimme und kannte fast alle damals üblichen Volkslieder. Da hieß es denn von allen Seiten: „Breneli, stimm eis a!“ Das Breneli that aber zuerst „grüesli schüch, vor dem viele Mannevolch“, doch ließ es sich endlich überreden und fing zitternd vor Angst, aber in den höchsten Tönen an:

Es waren drei Sterne am Himmelreich,
Die gaben der Welt einen Schein.
Ach, treuer Gott vom Himmel,
Wo stell ich mein Pferdelein hin?

Nimm du das Pferdelein am Zügel, am Zaum,
Und bind's an einen Lindenbaum,
Setz dich ein klein weneli nieder
Zu einer so schönen Jungfrau.

Der Ausgang dieses Trauerspieles oder Liedes machte mir jungen Buben aber förmlich Angst, denn der letzte Vers lautete:

Was zog er aus seiner Tasche heraus,
Ein Messerlein scharf und spiz,
Er stach es seiner Herzliebsten in's Herze,
Bis rothes Blut gegen ihn sprüzt.

Dann war die Moral von dieser Geschichte auch noch in Reime gebracht und gesungen. Sie hieß folgendermaßen:

So gohts, wenn es Maitli zwe Ehnabe lieb het,
's thuet wunderselte guet.
Die Beiden, die haben's erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Und als das Lied beendigt war, bei dem das Breneli die Vorsängerin gemacht, wurde es gar „grüßli“ gerühmt wegen seiner schönen Stimme und jeder wollte mit ihm „atüpfen“ mit dem Glas, indem er sagte: „'s gilt der eis, Breneli!“

Nun wollte sich auch Einer hervorthun, der früher einige Wochen in der Fremde gewesen war, „aber bald wieder hei cho isch go d'Mueter lueche.“ Er warf sich in die Brust und sang:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Hat mich ein Mädchen lieb;
Es schickt mir alle Morgen,
Fuja hopsa, Morgen,
Ein Kaffee und ein Brief.

Als er dann seinen Vortrag mit der Endstrophe schloß:

Herr Meister wir wollen rechnen,
Es ist die beste Zeit,
Denn ihr habt mich diesen Winter,
Mit sauerem Kraut gespeist,

da lachte Alles und der Vortragende am meisten. Ihm schwoll der Kamm ganz merklich über diesen Witz, wie er meinte.

Plötzlich aber ging die heitere Stimmung fast in Schrecken über, denn die Hausmutter, meine Base, erschien unter der Stubenthür. Die Hände über ihrem Kopf zusammenschlagend, rief sie: „O, herzlieber Herrgott im Himmel obe, jekt hei mir die verflumerede — daß i so flueche mueß, Gott verzeih mer au mi schweri Sünd — Nachtbuebe die ganzi Pfanne voll Brotwürst mit zant der Pfanne ab em FÜR g'stohle, wo i numme der Rügge feht ha, für z'lose, wie der Matthis so schön singt.“

„Mit, nit, Greti Margaretha,“ sagte der Better, „thue doch nit e so lätz, de chönst di jo versündige! Mir hei no Zügs gnue ohne die Brotwürst. Grifet numme getrost zue, ihr Lüt, 's isch no en Platte voll duß, und wenn mir nit gnue am Ungschlächt hei, so grife mer en Site (Speckseite) a.“

Während des Tribulirens und Mahnens zum Essen, hat wohl Mancher im Geheimen unter dem Tisch „e Schnopf us tho am Weichebündel an de Hofe, für z'probiere, öb's no öppis verlide mög, oder öb's ihn chönt verspränge.“

„Jä so,“ seit jekt s'Mueterli, „bald hätt is vergesse in der Täubi — die Würstschelme hei in der Chuchi en Bedel zrugg glo; das sell dänk zum

Spott no Quittig si, daß sie au Alles richtig übercho heige. Se, Metti, lies du das vor, du weisch jo, daß ich nit Gschriebnigs läse cha."

Da zeigte es sich, daß der Zettel en Wurstzettel war, wie solche auf alle „Wurstmäbler“ von irgend welchen Spaßvögeln in lustigen Knittelversen abgefaßt und heimlich in das betreffende Haus geschmuggelt wurden. In solchen Pasquillen wurden gewöhnlich alle Familienglieder etwas mitgenommen, besonders wenn heirathsfähige Töchter vorhanden waren. Schallendes Gelächter begleitete das Ablefen dieses Gedichtes und man rieth hin und her, wer wohl der oder die Verfasser sein möchten.

Nun wurde zur Abwechslung das Breneli wieder ermuntert, man wolle noch eins singen, es solle einmal das Lied von den drei Grafen anstimmen. Nicht mehr so schüchtern wie im Anfang, begann es sogleich und die Knaben und andern Mädchen stimmten ein:

Ich stund auf hohem Berge,
Schaut nieder in's tiefe Thal,
Ein Schifflein sah ich fahren, ja fahren,
Darin drei Grafen waren.

Der jüngste von den Grafen,
Der in dem Schifflein saß,
Gab mir einmal zu trinken, ja trinken,
Guten Wein aus seinem Glas.

Was zog er ab seinem Fingerlein?
Von Gold ein Kinglein.
Sieh, weil Du hübsch und feine, ja feine,
Das soll Dein eigen sein! u. s. w.

Da nun dieses Lied nicht weniger als 12 Strophen hat, so wollen wir, bis das Breneli damit fertig ist, uns einmal umsehen nach den beim Wurstmahl anwesenden Männern und Jünglingen und wollen dieselben aus Kuriosität bei ihren Dorfnamen nennen, denn in damaliger Zeit hatte Jeder noch neben seinem Tauf- und Geschlechtsnamen einen Dorf-, manchmal sogar Spottnamen.

Es waren zugegen: „Der Horanteheirimarti, der Schneiderchausejokeb, der Buserweberheiri, der Chrückwirthlisattler, der Sagereigeli hansheiri, der Guggerheirimarti, der Brosijoggeli hans, der Petermathis und der Sarahänsi hans.“ Dazu kamen noch eine Anzahl Frauen und Mädchen.

Nach dem Singen wurden die ledigen Leute rätzig, ein Länzchen zu machen. Der „Sarahänsi“, ein alter Musikant, hatte für alle Fälle ein Klarinett im Sack, und die Vorbereitungen waren bald getroffen. Man

tanzte zur Abwechslung den sogenannten „Rehraus“, und die Knaben sangen und stampften:

Der Cherus, der Cherus,
Die Buebe wei nit hei.
Doch das wo bravi Buebe si,
Die si scho lang im Dulderidum.
Der Cherus, der Cherus,
Die si scho lang im Bett, u. s. w.

Als das Tanzen vorüber war, wollten die ältern Männer zeigen, daß sie im Gesang auch noch etwas leisten können. Sie sangen daher frisch und heiter:

Die Gedanken sind frei! Wer kann sie errathen?
Sie schleichen vorbei, wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen;
Es bleibt ja dabei, die Gedanken sind frei!

Und sperrete man mich in finstere Kerker,
Das sind ja doch nur vergebliche Werker;
Denn meine Gedanken zerreißen die Schranken
Und Mauern entzwei. Die Gedanken sind frei!

Ich liebe den Wein, die Mädchen vor Allem,
Die thun ja auch mir am besten gefallen.
Ich sitz nicht alleine bei einem Glas Weine,
Mein Mädchen dabei. Die Gedanken sind frei!

Doch will ich auf immer der Liebe absagen
Und will mich nicht mehr mit Grillen so plagen.
Man kann ja im Herzen stets lachen und scherzen
Und denken dabei: „Die Gedanken sind frei!“

„D, dir dunners, i hät fast gseit, alte Esle,“ sagte die Base, die auch noch nicht hinter dem Umhang war, „daß dir no möget so Lieder vo der Liebe sänge. Aber, das macht der Wi; dir chönnet mira ufhöre und goh, wenn dir weit.“ Endlich, es war gegen Morgen, wurde zum Aufbruch geblasen.

Vergessen habe ich noch zu sagen, daß bei solchen Anlässen schon Abends in der Dämmerung arme Kinder in dünnen Kleidchen, zitternd vor Kälte — denn es wurde meistens nur im Winter geschlachtet — in ein solches Haus schlichen und ängstlich, gewöhnlich vor der Thüre, um sich schauend, um's Würstli ein Lied sangen, dessen Text verschieden war, aber hauptsächlich von Würsten, von „Süli Chrumbei“ und vom Geben handelte. Der Schluß jeden Verses hieß immer:

Würstli 'raus, Würstli 'raus!
Glück und Heil in dieses Haus!

War die Hausmutter eine gute, wohlthätige Frau, so nahm sie die frierenden Kinder in die warme Stube, fütterte sie gehörig ab und gab ihnen noch etwas für die arme Mutter daheim mit.

Auch der Herr Pfarrer und der Schulmeister wurden in der Regel bedacht, in dem man ihnen die sogenannte „Metzgete“, d. h. Würste und, wenn man sie wohl mochte, auch noch etwa ein „Schüfeli“, ein Backenstück oder ein Stück „Rippli“ dazu, in's Haus brachte. In der eigentlichen Schlachtzeit der Schweine, so zwischen Weihnachten und Neujahr, waren manchmal im Pfarr- und Schulhause so viele Würste vorhanden, daß sie kaum vertilgt werden konnten. Bei dem Schulmeister war es noch eher möglich, solchem Wurstüberfluß zu begegnen, denn sie waren in der Regel reichlicher mit Kindern gesegnet, als die Pfarrer. Als ich noch im Elternhause war, wurden wir Schulmeistersbuben in diesen Wurstzeiten förmlich dick und fett herausgefüttert, was uns in gewöhnlicher Zeit nicht oft geschah. Anders war es im Pfarrhause. Die Frau Pfarrer sagte einmal zu einem Mädchen, das ihr nur Würste brachte: „Ach, herrje, Annebäbeli, bringst Du scho wieder Würstli? Denk nur, mir händ so viel Würstli im Hus, daß se 's Kasebisi nümme me fresse will. Bring is doch au Rippli! Weisch, mi Ma, de Herr Pfarrer, isst d'Rippli gar gern.“

2. Aus dem Posamentenleben.

Vor 60 Jahren wurde das Posamenten in S. noch viel gemüthlicher im Schooße der Familie betrieben, während jetzt in Privathäusern wenig Posamentstühle mehr vorhanden sind und das ganze Gewerbe fast ausschließlich in zwei großen Fabriken betrieben wird. Damals war der Posamenten so ziemlich ein freier Mann, während der heutige Fabrikarbeiter pünktlich, ja sogar streng an Zeit und Ort gebunden ist. Allerdings mußte, wenn die Waare pressirte, die ganze Familie mithelfen, vom sechsjährigen Kinde an bis zum steinalten Großvater und der zitternden Großmutter. Daneben wurden die nöthigsten Lebensmittel selbst gepflanzt und da man damals gar einfach lebte und nicht so viele Bedürfnisse hatte wie in der jetzigen Zeit, brachten es die Fleißigen und Sparsamen bald zu einigem Wohlstand, viele zu hübschem Vermögen.

Von besonderm Vortheil war es für den Posamenten, wenn er mit dem Aufseher, der auf dem Lande den Stühlen nachgehen mußte, um An-

leitung zu geben und die Waare zu prüfen, auf gutem Fuße stand. Meine Betterleute verstanden sich auf ihren Nutzen. Kam einer dieser Diener oder Stuhlläufer, wie man sie nannte, so sah ihn die Base gewiß zuerst gegen das Haus zukommen.

„Herr Jesis!“ fuhr sie dann von ihrem Seidenrade auf, „Ma, Batter, Heiri! ghörsch denn nüt? Rueg de Diener us Sarasi's Lade — Fergstube — chunt! Ghei doch selbi alte Holzschue dört unter der Dfe! 's isch doch e Schand und e Spott, was das für ne Drnig isch bi euch Mannevölchere!“

Und kaum konnte sie noch mit dem Fürtuch über den Eßtisch fahren, als schon die Thüre aufging und ein feingekleideter Herr mit schön gewichsten Stiefeln und einem Spazierstock hereintritt.

Die Base nahm zuerst das Wort, indem sie sagte: „Eh aber nei au! Isch das nit der Herr Regenaf us eusem Lade?“ indem sie ihm die Hand entgegenstreckte. Sit Gottwilche — willkommen — zue nis! — Me kennt ech fast nümme, der heit drüjet — fett geworden — jit daß der ghrotet si. Es het ech schint's guet zuegschlage? Jä, in der Ersti chochet me dene liebe Mamlene mängs Guets, Eier im Anke, Pfannchüechli und derigs meh. Stiereauge aber macht me in de erste par Woche no keine! — Und was bringet Dir Guets, Herr Regenaf? Die lezti Waar, wo mir am Sundig z'Nacht mit em Bott g'schickt hei, wird doch hoffentlich recht gji si? Aber sitet doch au, Herr Regenaf!“

Indem sich der Herr setzte, antwortete er auf die Frage: „Es het dasmol passiert mit der Rechnig -- Lieferung der Arbeit, — blos die wiße Bändel sind öppis rauckig gji. Was brennet dir für Del?“

„Herr Jesis Gott und Vater,“ fuhr die Base auf, „was, rauckige Bändel? Das cha nit si. Mir brenne jo nüt anders af vom beste Brennbaumöl, wo gar nit dämpft! Gäll, aber Heiri? Aber es schint, die saferments Chrömer b'schiffe eim au mängisch dermit.“

„Wie gseit,“ sagte darauf Herr Regenaf, „es isch nit so gfärllich und i ha scho derfür g'sorgt, daß me euch nit am Lohn abzieht daßwege.“

„E, Gott Lob e Dank“, meinte die Base, „Dir heit mi fast erschreckt. Aber i ha's scho mängisch gseit zue mim Ma, gäll aber Heiri, wie de Herr Regenaf so ne guete und so ne gemeine — leutfelig — Mönisch sig und me mit ihm rede chönn, wie mit unser gattigs Lüte, und daß dir allemil uff euser Sitte siget, wenn's öppis Ungrads gäb. Aber au Ma, Heiri, was stosch au do wie ne Delgöz! Hol au es Glas Wi use;

nimm es Häfeli in der Chuchi und chlopf vo dem rothe Sunneholdner use, wo no fei Hane im Faß isch. Dä uß im Stäbliger, der Wiß, isch e chli sur!"

Als dann der Better im langsamen Trab mit seinem gefüllten Hafen anrückte, wurde aufgetischt und natürlich auch zwei Gläser für das alte Ehepaar gefüllt. „Es sig numme um Gsundheit z'mache,“ meinte die Base. „Und jetzt,“ sagte die gute Frau, „hätte sie no öppis schnädergfrefigs für der Herr Regenaß parat. Sie heige die letzte Wuche en Sau gmetzet und do heige si gester z'Mittag, wil's Sunntig gsi sig, in de sure Federöpfelschnitze es schöns Stück Rippli gha. Jetzt, wenn's der Herr Regenaß nit schüch, so heig sie no ne Mumpfel dervo duß im Chuchi-chänsterli. Sie wüß woll, daß die Herre Diener au hungrig und durstig werde, wenn si eso de ganz Tag müesse dene Stüele nogumpe über Berg und Thal.“

Der Herr Regenaß wollte zuerst Umstände machen gegen diese Aufwartung; da ihn aber die Rippli auch so freundlich anlachten, ließ er sich endlich nöthigen und griff wacker zu. Die Alte setzte sich an die grüne Seite des werthen Gastes; sie hörte etwas schwer, dafür ging aber ihr Redefluß um so besser. Der Better setzte sich gegenüber in die Ecke des Tisches auf die Ofenbank. Und so wurde denn von dem und jenem verhandelt, besonders vom Posamenten und dabei dem Gaste immer zugesprochen, zu essen und zu trinken. Endlich des Essens, Trinkens und des Gespräches müde, sagte der Herr Regenaß, er danke jetzt zum Allerschönsten für die gute Aufwartung. „Wenn sie emol mit Bändle uff Basel kemme, so solle si's cho izie, er wohn im Todtegäßli mit sim Fraueli. Jetzt heig er aber die höchsti Zit, er mies no uff de Witschberg und uff Kernerkinde, wo sie au Stüel heige. D'Waar pressieri ungemain; die Zit müesse Tag und Nacht schaffe, daß sie liefere kenne.“

„He nu, wenn es denn si mueß, so bhüet ech Gott der Herr und laufet nit z'weidli. Und jo, daß is nit vergiß,“ sagte die Base noch unter der Hausthüre, „gället Herr Regenaß, dir sit so guet und forget derfür, daß mer gli wieder e Rechnig überchömmen, wenn mir die abhei, und daß mer nit so lang uf der Fschlag warte müesse und nit so chäker böjä überchömmen. Dä legt hät mi fast dubedänzig gmacht bim Siderad zue.“

Der Herr Regenaß versprach alles Gute und zog von dannen. Raum aber hatte er die Schwelle verlassen, als die Base eine Faust im Tüppen-

sack machte und zu ihrem Manne sagte: „Hesch iesz wieder g'hört, Heiri, wie si's eim mache? Wenn me dene dufig diese und deins Sidegumpere alles hinte und vorne istoße würd, so wüßte sie doch allewil öppis z'chlage und z'tadle, wo nüt isch. Sie mache das numme, um eufereis allewil dunde z'bhalte und in d'Angst z'bringe. Fowoll, rauchige Bändel! I ha se jo selber pugt und g'haschplet und ha keis Untädli dra gfunde. Du darffsch aber au gar nüt säge, Heiri, und meinsch wie großi Herre die Diener siße. Du stosch albe do wie es Schof, machsch kei Mur und hesch d'Händ in de Hose. Dä söll mer numme no einisch cho, i will em derno Rippli choche. Fowolle!“

Jedesmal, wenn ein Stuhl voll Bändel abgeschafft war und der Bote das Geld, den Lohn, dafür brachte, bekam ich als „Spüelimacher-Bueb“ ein kleines Trinkgeld, jedoch immer mit der Moralpredigt verbunden: „Ich soll die „Spüeli“ besser mache, sonst gäbe es nichts mehr.“

3. Eine Landwehrmusterung in Sissach.

Nach dem verunglückten Feldzuge des sämtlichen Militärs aus dem damaligen Baselbiet im Januar 1831 vor die Stadt Basel wurden durch die ganze Revolution keine Uniformen mehr getragen. Bei spätern Kämpfen, wenn die Sturmglocken kläglich und angstvoll von den Kirchtürmen herabheulten, oder der Generalmarsch dumpf durch die Gassen der Dörfer rasselte, eilten die von Freiheit beseelten Baselbieter, gewöhnlich den Stutzer oder das Kommissgewehr auf der Schulter, mit Patronentasche oder Waid sack über dem Bürgerrock, dem Sammel- oder Kampfplazze zu. Doch nicht etwa ängstlich, nein, sondern freudigen, hohen Muthes und leuchtenden Auges sah ich, damals ein Knabe von 14 Jahren, bejahrte, graue Männer und Jünglinge von 16 bis 17 Jahren dem Ort der Gefahr und des Kampfes zueilen und ihr Leben theuer auf's Spiel setzen. Es war damals förmlich der Geist der Ahnen, der allzeit kampfbereiten Aaracher, in die Baselbieter gekommen, der sie zum Kampf und Sieg getrieben.

Nun kann man sich vorstellen, daß bei diesen mehrjährigen Revolutionswirren und den provisorischen Verhältnissen auf der Landschaft weder Rekruten instruiert, noch die schon unter Basel Eingetheilten gemustert oder inspiziert wurden. Da konnte es wohl nicht anders kommen, daß über diese Zeit viele Uniformen unbrauchbar und verdorben wurden. Auch soll hie und da eine Frau zu ihrem Manne gesagt haben: „Que Hansjoggi,

di Mundur fresse d'Schabe no ganz, mer wei doch im Hansjokebli oder im Bascheli us im Frack es Kamisöli (kleiner Frack) mache lo, will mir grad der Schnider uf der Stör hei. D'Hose chanst Du derno für de Werchtig träge, eb sie ganz verfresse si." An eine militärische Zukunft wurde da wenig gedacht. Und so mußte es auch kommen, daß, als endlich das Provisorium aufhörte und die neue Regierung das ganz zerfallene Militärwesen an die Hand nahm, die erste Landwehrmusterung kläglich, wie eine bunte aber unschöne Musterkarte aussah. Von den ältern Jahrgängen hatten die wenigsten mehr Uniformen, oder doch nur theilweise. Der Eine trug zum ganz verschoffenen und verschabten Uniformfrack gelbe Hosen und auf dem Kopfe statt des Tschakko die alte Polizeimütze — Tellerkappe ohne Schild, wie man sie unter Basel getragen — Andere zum grünen Kamisol — kurzen Frack — und den alten, fast unkenntlichen Ordonanzhosen einen monströsen dreistöckigen Tschakko auf dem Kopf, der oben viel breiter als unten war, und dessen breite schuppige Sturmbänder von Metall allein fast ein Pfund wogen. Darunter einen so fürchterlich breiten, stehenden Hemdenfragen, daß die Ohren in stete Gefahr kamen, von ihm förmlich abgesägt zu werden. Vielen hingen die Haare bis tief in den Nacken hinunter und dabei umgab gewöhnlich ein zottiger Backenbart das Gesicht des Wehrmannes, was ihm, alles zusammen, ein ziemlich wildes Aussehen gab. Viele auch waren dem Aufgebot gefolgt und hatten gar kein Stück mehr von einer Uniform und keine Waffen. Tambouren hatten keine Trommeln, und solche, die früher zur Bataillonsmusik gehört, keine Instrumente mehr. Nach vieler Mühe wurde endlich die Mannschaft in Reih und Glied gestellt und eingetheilt; dann wurde in dublirten Gliedern nach dem gewöhnlichen Exerzierplatze, der Almend, abmarschirt. Das ganze klingende Spiel an der Spitze des Zuges bestand in zwei Tambouren und einem Pfeifer, letzterer zwar nur in bürgerlicher Kleidung, eine alte Polizeimütze auf dem Kopf, der aber die alten eidgenössischen Märsche noch flott mitspielen konnte. Vor dem Spiel marschierten mit nicht wenig Stolz zwei noch in ziemlich gutem Zustande sich befindliche Sappeurs, von Siffach; der Schmiedheiri, ein großer, schöner Mann, und der Böggtliniggi, mit fast kleiner, aber fester Statur. Auf dem schon hohen Tschakko prangte noch ein hoher, rother, senkrecht stehender Federstrauß; dazu weiße Lederschurzfelle, die sie gewiß auf diesen Tag neu machen ließen, nebst den in der Sonne wie pures Silber glänzenden Streitärten, hoch über den Schultern getragen, vervollständigte ihre Montur.

Erst da, in Reih und Glied, nahm sich diese bunte Musterkarte von halben Uniformen und Bürgerkleidern, Kamaschen, schweren Pechschuhen und zu kurzen Hosen u. s. w. recht malerisch und lächerlich aus. Daß bei diesen Truppen, die vier Jahre nie einberufen werden konnten, keine ordentliche Inspektion möglich war, wird sich Niemand wundern. Etwas manövrirt sollte aber doch werden, aber wenn z. B. die Ladung in 12 Tempi kommandirt wurde, hörte man noch fünf Minuten nach dem Kommando viele einzelne Ladstöcke klingend in den Lauf des Gewehres fallen, trotz allem fürchterlichen Fluchen der Offiziere. Und daß es mit dem Offizierskorps auch kläglich aussah, kann man sich denken, wenn man weiß, daß vordem unter Basel bereits alle Offiziere Stadtbasler waren. Unter der neuen Regierung wurden dieselben auf der Landschaft noch mehrere Jahre von den Truppen gewählt, was zu damaliger Zeit wohl passen mußte. Ein Spaßvogel machte über diese Zustände einige Knittelverse folgenden Inhalts:

Hauptmä hätt i chönne werde,
 Wenn i kummidire chönnt,
 Gäll, Du hättsch mer's möge gönne,
 Daß mä mi Herr Hauptmä nennt.

Doch wieder zurück auf unsern Exerzierplatz. Zuschauer aus der ganzen Umgebung und von allen Ständen und Altern hatten sich auf der Allmend eingefunden, um dem neuen militärischen Schauspiel zuzuschauen, so daß ihre Zahl bereits die der Truppen überwog, und es gestaltete sich dieser Anlaß zu einem wahren Volksfeste. Besonders lebhaft und lustig ging es unter den zwei mächtig großen, auf dem Platze stehenden, schattigen Eichenbäumen zu, wo sich ein förmliches Markedenterleben entwickelt hatte. Ein Wirth hatte da ein großes Faß Wein angezapft zur Erfrischung durstiger Kehlen. Musikanten und Tambouren mit und ohne Instrumente, Sappeurs, Frater und wie sie alle hießen, die, währenddem die andern Truppen auf dem Felde herumstampfen und manövriren mußten, sich vom Gefecht abstahlen, zechten fröhlich unter der Zuschauermenge und labten ihre durstigen Lebern. Auch für die liebe Jugend war in ausreichender Weise gesorgt, indem auf kleinen Ständen ganze Haufen „Ankeweggli“ (lange Brödchen aus feinem Teig), Lebkuchen und anderes Zuckerzeug im Schatten der umfangreichen Eichen lagen. Von Seewen, aus dem benachbarten Schwarzbubenlande waren mehrere Hutten voll der berühmten bazigen „Sebnerweggli“ aufgeführt, vielmehr aufgetragen worden, und

wenn wir Buben etwa einen Vetter oder eine Base unter der Zuschauer-
menge erblickten, wurde der oder die gewiß zu einem dieser Stände ge-
zogen und sie mußten, wohl oder übel, etwas blechen. Obwohl die
„Sebnerweggli“ im Anbeißen etwas zähe waren — geschwätzige Leute
wollen sogar sagen, die Sebnerbäcker stellen die Butter unter die Mulde
— waren dieselben bei uns ihrer Größe wegen berühmt; sie waren glän-
zend mit Eigelb angestrichen und in der Mitte, wo sie am breitesten waren,
schimmerten sie bereits in's röthliche, kurz, sie sahen fast aus wie ein
junges Mädchen, das schöne rothe Backen hat, und das mußte ziehen.
Erst als nichts mehr von den Wecken vorhanden war, verkauften die Siffacher
Becker, der Finkenbeck, der Beckejoggeli und der Esgulinge-Hansadam
die ihrigen, die zwar kleiner, aber besser waren.

Als dann auch die Landwehrmänner nach mühseliger Arbeit eine halbe
Stunde Rast hatten, wurden wir Buben förmlich verjagt aus dem Bereiche
der Herzstärkungen, denn die noch kräftige Septembersonne hatte vertrocknete,
durstige Kehlen erzeugt. Endlich gegen Abend marschirte das Bataillon
wieder, und zwar schon in besserer Ordnung, in das Dorf zurück. Der
Sappeur Böggtliniggi mußte dem Faß unter den Eichen tapfer zugesprochen
haben, denn wir Buben, uns immer an die Spitze des Zuges drängend,
sahen zu unserm großen Gaudium, daß Niggli mit seinen Beinen eher hin
und her balancirte, als gehörig im Schritt marschirte. Sein schwerer
Tschakko, ganz auf dem rechten Ohre hängend, riß bereits den ganzen
Mann auf die Seite, und der rothe Federstrauß zeigte in fast wag-
rechter Stellung gegen den hart an der Straße vorbeisfließenden Bach
mit hohem Bord. Doch der Böggtliniggi, als Zimmermann von Beruf,
konnte seinen gehörigen Stiefel vertragen und es ging unserer boshaften
Bubenfreude ein starker Strich durch die Rechnung, da wir in Gedanken
schon wenigstens den Tschakko, wenn nicht den ganzen Niggi, über das
Straßenbord in den Bach stolpern sahen.

Mitten im Dorfe wurde Halt gemacht und nachdem die ältern Jahr-
gänge gänzlich den Abschied bekamen, erfolgte auch die Abdankung des
ganzen Bataillons, was allgemein mit fröhlichem Jauchzen begrüßt wurde.
Die meisten, Mannschaft und Zuschauer, zerstreuten sich in die wenigen
Wirthshäuser, die rasch angefüllt waren und wo sich bald ein lustiges
Leben entfaltete. Becherklang und Liederfang wechselten miteinander ab.
Auch ich naseweiser Bube, der Alles hören und sehen wollte, drängte
mich mit andern Kameraden zu der halboffenen Thüre des Gasthauses

zur Sonne hinein, wo uns ein fürchterliches Gelärm und Getöse entgegen-
scholl. Und die dicke Sonnen-Sara, mit der Begine* auf dem Kopf, und
ihr Sohn, der „Niggles“, wurden fast nicht Meister, alle Bedürfnisse zu
befriedigen. „Se Buebe, dir dunnerschießige Schlingel,“ rief uns ein
Soldat mit fürchterlich hoher Cravatte zu, nachdem wir uns eingeschlichen
— es war der „Demmelheini vo Diegten,“ än erzlustige Gut —
„dir chöntet eigentli in Schatte und nit in d’Sunne. He, Niggles!“ rief er
dem Sonnenwirth, „bring dene Tagdiebe ä Fläsche Bierbatzige, sie müesse
au öbbis vo der Musterig ha!“

Dann, als der Wein aufgestellt war, mußten wir uns an seinen
Tisch setzen und dann fing er sogleich sein Lieblingslied zu singen an und
schnalzte dazu mit den Fingern nach dem Takte:

Schön Anneli wot go grafe,
Go grafe grüne Klee,
Da begegnet ihm ein Rüter —
Fidiritunda fidirallalla
Da begegnet ihm ein Rüter,
Derjelbe war si Ma! u. s. w.

Als es Nacht geworden, rückten die vom Sonnenwirth bestellten
Tanzmusikanten ein, da ging der Jubel erst recht los. Die Vaterlands-
vertheidiger, die heute schon so viel geleistet, holten ihre Weiber zum
Tanz. Da gab es ein Justen und ein Fasten in den Häusern, bis
alle die Amebäbi, Annelisi, Annezendi, und Annemarei ihren besten Staat
hervorgesucht, bis Gesicht und Hals eingeseift und abgerieben war, daß sie
förmlich glänzten wie Spiegel — was sonst nicht immer der Fall war
— denn jede wollte heute als die Schönste erscheinen. Sogar der Sapp-
peur Bögliniggi hatte unterdessen zu Haus seinen Rausch ausgeschlafen
und erschien, sein altes Anni am Arm, auf dem Tanzboden. So gegen
9 Uhr machten sich die zwei Tambouren, des Tamboure Hans und 'sFinke
Marti, den Spaß, und schlugen die „Drei lederig Strümpf“ flott durch
die Gassen des Dorfes. Aber die Becher lachten über diesen freiwilligen
Zapfenstreich und die Zäpfen, oder vielmehr die Hahnen in den Fässern
ließen immerfort ihr begeisterndes Maß fließen. Auch wurde ein Nachtesen
aufgetragen, daß die Wirthstische förmlich darunter krachten. Mancher Jäger
rechts oder links, wenn auch nur mit halber Uniform, hatte doch den
Säbel in Ehren behalten — natürlich, die Schaben konnten ihn ja nicht

* Haube, wie sie ungefähr die Beginen trugen.

fressen — und wollten denselben auch beim Tanzen nicht ablegen aus militärischem Stolz. Der Säbel aber, an langem, weißen Bandalier über der Brust hängend, ließ nicht mit sich spaßen, er verlor sich durch die Bewegung des Tänzers demselben öfters zwischen die Beine und konnte es da nicht fehlen, daß hie und da ein Tänzerpaar wie vom Himmel herunter auf den Boden stürzte, was natürlich von den andern mit lautem Gelächter und mit Hurrah⁴ begleitet wurde. Der Demmeheni, der noch Junggeselle war und nicht tanzte, sang einmal bei einem solchen Falle:

Recht vergnüget kann man leben,
Wenn man lebet ohne Weib,
Man hat ja nur alle Morgen
Blos allein für sich zu sorgen,
Wie man pfleget seinen Leib.

Kommen mir die Heirath'sgrillen
Auch zuweilen in den Sinn,
Thu' ich mir ein Pfeiflein füllen,
So vergehen mir die Grillen,
Fahren mit dem Rauch dahin.

An einem andern Tische saßen einige Kriegskameraden, welche durch die ganze Revolution wacker mitgekämpft hatten, die nicht tanzten, aber wie ja der Wein des Menschen Herz erfreut, sangen sie desto mehr und unter anderm auch folgendes Lied aus den freiheitlichen Zeiten von 1798:

In guter Eintracht sind wir hier,
Wir Bürger alle Brüder,
Aus einem Becher trinken wir
Und singen Schweizerlieder.
Wir bringen uns in guter Ruh
Gesundheit und Vergnügen zu,
Lebt, freie Brüder, lebet!

Noch ist der Landwein hell und frisch,
Macht fröhlich Aug und Herzen,
Drum laßt uns heut am Bürgertisch
Republikanisch scherzen,
Schenk Bruder mir ein gut Glas Wein
Auf unsres Land's Gesundheit ein,
Lebt hoch, Kameraden, lebet!

Erst spät, oder vielmehr früh, gegen Morgen — was ich zwar nicht mehr sah, denn ich wurde lange vorher vom Lehrmeister fast un-

fäuberlich heimgemustert, habe aber am Morgen Alles vernommen — wurde zum Aufbruch geblasen und der Lust ein Ende gemacht. Solche Landwehrmusterungen wurden noch viele Jahre nachher in jedem Bezirks-
hauptorte abgehalten und wurden natürlich von Jahr zu Jahr besser, be-
treff der Uniformen, der Waffen und überhaupt der Schulung.

Besonders kam das basellandschaftliche Militärwesen wieder besser in
Auffschwung unter den beiden tüchtigen Oberinstruktoren Rordorf und
Sulzberger. Besonders den letzteren liebten Offiziere und Soldaten wie einen
Vater, denn, obwohl streng im Dienst, war doch Humanität und kamerad-
schaftliches Wesen seine beste Seite. Denn schon einige Jahre später, in
den Klostergeschichten des Kantons Aargau, als das basellandschaftliche
Auszügler-Bataillon den Feldzug mitmachen mußte, wurde dasselbe
als das bestgeschulte und bestdisziplinierte betrachtet. Aber erst als im
Sonderbundskrieg 1847 die basellandschaftlichen Truppen, an ihrer Spitze
den allerweltsgroßen, schönen Tambourmajor Gerster, in Luzern einrückten,
soll man in allen Gassen den Ruf gehört haben: „D'Vandschäftler chömme,
lueget au dä groß, schön Tambourmajor! Das isch gwüß der größt in der
ganze Schwyz, und lue, wiener en Bärenmütze uf hät!“ Major Gerster
war aber auch wirklich eine Riesengestalt: er war zu seiner Größe auch
corpulent, hatte eine breite Brust und im Dienst eine stolze, militärische
Haltung. Wenn er seine Bärenmütze zur großen Uniform trug, mußte
er sich unter jeder Thüre tief bücken. Und wenn er im Borne mit seiner
tiefen Bassstimme mit seinen untergebenen Tambouren alle Himmel- und
Herrgottszeichen fluchte, war es wie fernes Donnerrollen und würde gewiß
die Sterne am Himmel zittern gemacht haben, wenn es bei Nacht geschehen
wäre. In seiner Heimathgemeinde Gelterkinden hieß man ihn nur „der
groß Bohni“.
